

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Natur- und Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Natur- und Weltbegebenheiten.

Das Jahr 1835 war fast ganz wie das Jahr 1834, nach einem Winter ohne Schnee und Eis ein Bruder Hitzig; nur kam der Bruder Hitzig im Jahr 1834 viel früher, der Frühling war weit herrlicher und darum auch der Weinsagen köstlich. Hingegen 1835 machte der Regen und gleich darauf der Frost eine ärgerliche Visite, so, daß manche Blüten abfielen, und die Leute schon stutzig wurden und ausriefen: Was will aus dem Kindlein werden. Darauf ging es aber wieder hitzig zu und an manchen Tagen noch hitziger als im Sommer 1834. Bisweilen kam es auch zu schauerlichen Abkühlungen, so, daß man am Johanna-tag an vielen Orten einseuerte. Bisweilen zerplatzte eine Hagelwolke, und die Labrer Fenster denken noch, und viele denken nicht mehr daran, weil sie zerschlagen wurden an dem Sonntag Abend des 5. Juli. Nachher gab es bisweilen nur noch köstliche Regenfröme mitten in den Sonnenbrand hinein, und der Heuer und der Schnitter konnten des Lodes über Ernte und Erntewerter nicht satt werden. Desto größer war der Jammer an vielen Orten über das alte Unthier, die Cholera, die nicht mehr umzubringen ist und Hitze und Kälte ertragen kann; denn sie quartierte sich in der heiligen und heissen Stadt Mecca, wie vor vier Jahren, und in den warmen Königstädten Madrid und Lissabon eben so gut ein, als in dem kalten Stockholm und in Gothenburg, wo sie in vier Wochen von 23,000 Menschen 1800 auffraß; sogar nach dem noch kältern Kanada nahm sie einen gräßlichen Auszug. Besonders aber war sie den Franzosen auf-fällig. Seit dem 5. Juli machte sie in Toulon unglaubliche Fortschritte. Alles flüchtete sich, vom allgemeinen Schrecken ergriffen, zu Wagen und zu Fuß in dichtesten Schaaeren nach Marseille; denn von den 30,000 Bewohnern, wovon kaum der vierte Theil zurückblieb, starben täglich gegen 50 Menschen. Alle Geschäfte standen stille; die Landleute wagten sich nicht mehr in die Stadt; es fehlte an Fleisch und Brod, so,

Hinf. Bote 1836.

daß sich auch noch der Hunger einschlich. Nur die Schreiner hatten eine gute Zeit, denn sie konnten nicht Särge genug machen. Tag und Nacht brannten Feuer auf den verödeten Straßen. Das Elend und die Bestürzung war grenzenlos; ein Touloner erschoss sich sogar aus Furcht vor der Cholera. Der alte Bürgengel des Morgenlandes, die Pest, machte es nicht besser in Egypten. Alexandria und Kairo wurden zu großen Leichenhäusern; Alles flüchtete hier auf Schiffe und Landhäuser. 14 Tag lang fraß die Pest täglich in Kairo 2000 Menschen, und als die Zahl auf 400 sank, so sagten die Leute: Gelobt sei Gott; nun hat Alles aufgehört! Im Ganzen rechnet man 50,000 Menschen oder den fünften Theil, den sie herunterwürgte. In Alexandria küßten sich die Cholera und die Pest. In manchen Gegenden wankte auch die alte Erde, sowohl der alten als der neuen Welt, und in China verschlang ein Erdbeben tausende von Häusern und hunderttausende von Menschen.

Weltbegebenheiten.

Die Deutschen

kaufchten immer noch auf die neuen Gesetze, die aus der Bundeslade kommen würden. Der merkwürdigste Bundesbeschluß trat an das Licht der Welt den 30. Oktober und lautete also: Es wird ein Schiedsgericht in den deutschen Landen sein, zu schlichten zwischen Fürsten und Landständen, wann sie nicht können eins werden. Dazu werden, nach der Zahl der Bundesstaaten, 34 Eyruch-männer gewählt. Aus diesen nimmt drei der Fürst und drei das Volk; diese sechs nehmen einen Obmann dazu, und was die sieben sprechen, das gilt. Sonst war in ganz Deutschland in aller Mund nur ein Wort, der Zollverein; denn alle mitteldeutschen und süddeutschen Länder waren bereits dabei. Es fehlten nur noch das Herzogthum Nassau, die Bundeslade Frankfurt und das

C

1735
vielmüthige Grenzland, das Großherzogthum Baden. Der Großherzog, der nur will, was dem Lande gut ist, hat mit seinen hochverständigen Rürben die Sache reiflich erwogen und alles so recht zu Faden geschlagen, damit der Zollverein dem Lande eher gute als böse Früchte bringe. Nachdem, nach vielen Unterhandlungen mit den Fürsten des Zollvereins, die Sache endlich in das Reine gebracht war, so wurde sie dem badischen Landtage, der im Frühlinge wieder zusammenkam, vorgetragen. Da erhob sich ein großer und heisser Streit, sowohl auf dem Landtage als unter dem ganzen Volke. Je nachdem der K und der Z vermutete, der Zollverein bringe Rosen oder Dornen, so war der K und der Z dafür oder dagegen. Die Weiber dachten an die Vertheuerung des Zuckers und des Kaffees, die Männer an den Wein. Wer den Keller voll hatte, rief: Es lebe der Zollverein! wer ihn leer hatte: Wea mit dem Zollverein! Die Schmugaler krazten hinter den Ohren; den Bauern bangte vor den vielen Zollnern, die ihnen nun überall in den Weg kommen sollten; viele schüttelten über die preussischen Thaler den Kopf, die nun kommen sollten, und blickten mit Schmerz auf die schönen französischen Fünfrankensstücke, die nun allmählich ihren Abschied nehmen würden. Die Wirthe aber lachten auf den Stockzähnen, denn sie verhofften mehr Einkehr von Wagen und Fuhrleuten, die Fabrikanten einen größern Markt, die Zichorie- und Tabakpflanze einen reichlichen Absatz, und daher war besonders im Unterlande der größte Jubel. Wieder viele konaten aus dem neuen Ding noch nicht recht klug werden; aber alle, welche ein rechtes Herz zu der Regierung hatten, sagten: Wäre der Zollverein nicht ersprießlich und nothwendig, unsere weise und milde Regierung hätte nicht dafür gestimmt; sie wird die Sache besser durchschauen als wir. Und so geschah es denn endlich, daß der Zollverein auf dem Landtag durchgesetzt wurde. Baden hatte eingeschlagen, jetzt kann Nassau und Frankfurt sich auch nicht mehr lange besinnen; sie müssen am Ende auch einschlagen. Der König von Preußen hatte wohl eine große Freude, daß ihm das Zollwerk endlich gelungen und mehr ausgerundet worden war.

Von einer andern Seite stand dem König von

Preußen

eine andere Freude bevor. Der russische Kaiser, sein Tochtermann, hatte mit ihm verabredet, daß sie mit einander in Kalisch zusammenkommen und eine Heerschau mit ihren vornehmsten Truppen halten wollten. Kalisch ist aber eine gutgebaute, polnische Landstadt und seit dem Jahr 1807 ein Truppen- und Waffen-Strapazplatz zwischen dem Westen und Norden. Nicht weit von dem preussischen Gebiete geht von hier ein großer Theil des Verkehrs nach Polen und dem südlichen Rußland. Weit und unübersehbar ist da die Ebene und eignet sich zu einer großartigen Heerschau, die für die Mitte des Septembers veranstaltet wurde. Die Stadt wurde wie eine Braut geschmückt und alles köstlich angeordnet, um die Ankömmlinge, besonders die Preußen, als Gäste würdiglich zu empfangen. 60 000 der prächtigen russischen Truppen, besonders die Garderegimenter, und 20 000 tapfere Preußen zogen dahin, um ihre gemeinschaftlichen Kriegsübungen zu machen und eine innige Waffenbrüderschaft zu schließen. Schon im Juli strömten Fremde aus allen Gegenden nach Kalisch. Europa und Asien waren gleichsam vereinigt. Manche meinten, diese Heerschau sei bedenklich, besonders da auch Desreich manche Müßung machte. Am meisten Aufsehn erregten die schönen muselmännischen Reiter, die sich um den Fürsten von Warschau, als ihren geliebten Feldherrn, sammelten. Der Anblick dieser Truppen war überaus malerisch; reiche Waffen, edle Rosse, bunte fliegende Gewänder, Shawls und Decken machten jede Gruppe dieser kühnen Reiter zum Gemälde. Man kann sich denken, was das für ein lustiges und lärmendes Wesen in Kalisch war, da sich auf einmal nur bei den Russen 1000 Tambours, Trompeter und Hornisten und 600 Musiker hören ließen. Manche glaubten diese unerhörte Musterung, die bis in die Mitte des Septembers in vollem Schwung war, und welcher außer dem russischen Kaiser, dem König von Preußen, noch viele andere vornehme Personen bewohnten, deute auf Krieg, um so mehr, da gleich darauf eine Zusammenkunft dieser und



anderer Potentaten und Fürsten nach Lößlitz
angesagt war.

D e s t r e i c h

hatte aber einen großen Verlust erlitten. Kaiser Franz, seit 43 Jahren sein vielgeliebter Herrscher, sank den 2. März 1835 vom Thron in Staub, nachdem Niemand mehr als wie er unter dem Wandel aller Dinge erfahren hatte, wie unwandelbar die Liebe des Volkes zu einem edlen Fürsten ist; denn das wildtobende Frankreich hatte ihm manchen Fehz von seinem Kaisermantel gerissen, so, daß er den zerstückten deutschen Kaisermantel endlich auszog, und war ihm zweimal bis an den Brustlaß gekommen; aber Franz, stark durch die Liebe seines Volkes, hatte endlich doch obgesiegt. Die erste Hälfte seiner Regierung war blutige Dornenarbeit, die zweite aber goldenes Friedenswerk gewesen, und er hinterließ sein Reich in einem blühenden Zustande seinem Sohne Ferdinand, welcher, von Franzens zweiter Gemahlin, der sizilischen Königstochter, den 19. April 1793 geboren, in die Fußstapfen des Vaters tritt und sich sehr kräftig anläßt.

Die benachbarten deutschen Herrscher hatten einige Zeit viel mit den

S c h w e i z e r n

zu thun. Seit dem Jahr 1830 schäumte das Freiheitsblut vieler Schweizer, wie Champagner; aber allmählich verdampfte die Hitze, und der gesunde Menschenverstand der Schweizer behielt die Oberhand. Die Hauptbrausköpfe, die Berner, machten es wie ein Schreier in der Gemeinde, wann er selbst Bürgermeister wird. Alle zwei Jahr hat einer der größern Schweizerkantonen den Vorsitz, und die fremden Potentaten wenden sich an ihn, wenn sie was mit den Schweizern zu thun haben. Die Reihe des Vorsitzes kam aber jetzt an Bern, oder das vie schreiende Bern war gleichsam jetzt der Bürgermeier der ganzen Schweiz, und siehe da, der reizende Wolf wurde allmählich zum Lamm. Zwar rumorten einige Zeit deutsche Handwerksgefelln und führten in dem Steinbölzlein bei Bern ein Hambäcklein auf. Sie gebedrten sich, als wollten sie sich zu Erlösern von Deutschland

machen, und führten, wie man glaubte, im Schilde, mit andern tollen Schweizergefelln den deutschen benachbarten Böbel aufzuwiegen, und den polnischen Marsch, wie er gegen das Savonerland war angeschlagen worden, anzuschlagen. Aber die deutschen Fürsten waren wachsam und die Brüder Leipziger keine große Freunde vom Pulverdampf und Säbelbieben, und so wurden sie denn ohne Blutvergießen aus der Schweiz spedirt, und die Eintracht mit den Schweizern wieder in Ordnung gebracht.

An dem ganzen Rheinstrom hörte man also keinen Schuß, außer, wenn die Straßburger Kriegsübung hielten. In

F r a n k r e i c h

selbst aber war es ruhig, wie bei uns. Es war da kein Kriegs-, sondern nur ein Gerichtsgefchrei; denn die Blutbeiden oder die Aprilgefangenen von Lyon und Paris tobten da vor dem Patersgericht, wie vorder auf den Straßen. Sie wollten schlechterdings keine ordentlichen Advokaten, sondern solche Leute zu Vertheidigern, die sie selber wählten, und die von ihrem Freiheitschnitt wären. Die gab man ihnen nicht. Man waren alle Teufel in ihnen los. Man warf sie, weil sie keine Red und Antwort geben wollten und oft wie Rasende sich berragen, wieder in ihr voriges Käfig. Doch die meisten dieser 44 Aprilvögel, und zwar die eigentlichen Stof, und Raubvögel, flogen Sonntag Abends den 12. Juli durch eine unterirdische Oeffnung, die sie sich gebahnt, davon, und so hatte der Prozeß ein großes Loch bekommen. Wer war froher als der König? obchon er nicht viele frohe Stunden hat; denn er weiß oft nicht, wo ihm der Kopf steht; bald machen ihm denselben die Freiheitschwinder, bald die alten Königsfreunde voll. Kaum waren die Aprilgefangenen fort, so veranstalteten die Karlisten ein ganzes Duzend Hölleamaschinen, um den König, mir nichts dir nichts, zu einer Reise in die Luft zu zwingen, von der er nur in 1000 Stücken wieder heruntergekommen wäre. Zum Glück versteht sich der König auf sein königliches Amt, und fürchtet sich, seitdem er fest im Sattel sitzt, gar nicht mehr, und macht mit den Ministern, wenn sie hartköpfig sind, kurze Umstände; es muß alles ge-

ben, wie er es haben will. Statt mit den Freiheitsböbnen zu Liebängeln, wie er früher gethan, Lieblost Ludwig Philipp nun die benachbarten Potentaten, um mit ihnen im Frieden auszukommen. Aber das Entschlichste kam hintennach; die Juliusfeier begann, den 28. erschien der König mit seiner ganzen Prachtumgebung, mit seinen drei Söhnen und alten und neuen Schnurrbärten, um die Nationalgarde zu mustern; aber eben war er bei dem türkischen Kaffeehaus angekommen, da spie und donnerte es von vielen Flintenläusen, die zu einer Höllenmaschine verbunden waren, Tod und Verderben; der hochstämmige Marschall Mortier sank mit 16 andern todt nieder, und 27 wurden verwundet; der König aber blieb unverletzt; Mortier hatte vorausgesagt, als ihn seine Freunde von dem Zuge abmahnten, er werde wohl mit seinem Riesenkörper dem König zum Schutzwall dienen, denn alle Welt witterte schon damals Unglück. Alles jührte nun in das Höllenhaus; der Höllenbraten, von dem das Satanswerk ausgegangen, hatte sich selbst das Gesicht entseztlich verletzt, und wollte eben auf einer Leiter durch den Hof entinnen, als man ihn packte. Er heißt Fieschi, ist ein Korse, Laugenichts, dem man seinen in den Julustagen erschlischen Ruhegehalt, da er sich für einen Juliusbelden ausgegeben, entzogen hatte, also auf jeden Fall ein rachsüchtiger Keel, den irgend eine Partbei kaufte, und zum Werkzeug brauchte. Keine Partbei wollte aber an ihm Theil haben, und sowohl die altbourbonische, als die freiheitschwindelnde, suchte sich weiß zu brennen. Wär dem Schandbuben seine That gelungen, und hätte keiner der Flintenläuse versagt, oder wäre keiner zerplatzt, so war es um den ganzen neuen Königsstamm geschehen, und was würde dann aus Frankreich und Europa geworden sein? Aber hier hieß es: Ihr habt es böse gemeint, doch Gott hat es gut gemacht. Ganz Paris und ganz Frankreich empfand Schauer und den gerechtesten Dorn über den Gräuel, und wurde dem König, der den Verstorbenen die herrlichste Leichenfeier hielt, frisch zugethan, um so mehr, da er sich von dem Schrecken schnell wieder erhobte und mit großem Muth seinen Zug fortsetzte, und die Musterrung vollendete. Doch wollte es den Freiheitstaumlern am wenig-

sten behagen, als der König nach der gräßlichen That etliche alte beschwerliche Stiefel von der rothen Freiheitskappe wegschneiden, das heißt mit seiner sündischen Kammer zum Gesetz machen ließ, man solle den König von nun an in allen Büchern, Gemälden, Theaterstücken und so weiter ungeschoren und seinen Namen unangefochten lassen, auch dem Geschworenengericht, den Zeitungsschreibern und der Presse wurde einiges Gebiß angelegt.

In Spanien

frecken daher die Christiner vergebens ihre Hände nach Frankreich aus. Sie könnten es wohl brauchen, denn in Spanien heißt es: Kyrie Eleison, Herr, erbarme dich über uns; Don Karlos ist über uns! Dieser Fürst, der in Portugal ganz lendenlahm schien, ist in Spanien ein ganz anderer geworden. Er hat aber auch das braue Volk der kastischen Länder und die Priesterschaft für sich, und was noch mehr war, einen überaus vorreflichen Feldhauptmann an dem Zumalafarreghy. Ein Cortiniergeneral nach dem andern machte sich an ihn, aber er schickte jeden mit blutiger Nase heim. Zuerst packte ihn der eiserne Rodil an, und der war wohl der beste, und die Karlisen wußten oft nicht wo aus und wobin; deanoch konnte Rodil mit dem Karlisenfeldherrn nicht fertig werden, trotz dem, daß er mit Sengen und Brennen und Hängen, wie ein wilder Tiger, Alles vor sich verscheuchte. Zumalafarreghy kam oft plötzlich aus seinem Schlupfwinkel hervor, zersprengte die Christiner und jagte mit seiner Beute wieder in sein Adlernest hinauf. Da schickte die Königin den Mina; der hatte noch eine glänzendere Kriegsglorie um sein Haupt, aber er brachte die Sache um kein Haar weiter, besonders da er nicht nur einen Feind an dem Zumalafarreghy, sondern in sich selbst, in seinem Magenkrebs und an seinem schlechten Fußwerk, hatte. Wer aber mit dem Karlisenfeldherrn kämpfen wollte, mußte einen guten Magen und gute Füße haben. Da dachte der Herr Minister Vadez: Das habe ich, und plötzlich war Mina weg und Idro Excellenz zu Pferd. Aber gerade mit diesem fuhr Zumalafarreghy an unsäuerlichsten ab, und war schon nahe daran, den Christinern den Todesstreich zu geben. Doch der Todesstreich

traf ihn selbst. Das war der zweite entfesselte Schlag, den Don Karlos binnen neun Monaten erlitt. Kaum hatte er den vaterländischen Boden wieder betreten, so war ihm die Hiobspost gekommen, daß seine Leidensgefährtin, seine getreue Gemahlin, die ihn in den Kampf getrieben, den letzten der Erdenkämpfe ausgekämpft habe. Im wilden Kriegsgetümmel und im Kriegsglücke hatte er den Tod seiner Gemahlin allmählich verschmerzt. Aber jetzt kam wieder ein Bote mit der noch schrecklichern Kunde: Dein tapferer Verfechter ist nicht mehr; er hat seine Todeswunde bei der Belagerung von Bilbao erhalten und am Johannesstag sein Heidenleben ausgeathmet. Nun der Riese gefallen war, triumphirten die Zwerge; die Christiner schrieen: Jetzt wollen wir schon mit den Karlisten fertig werden, besonders da uns Frankreich und England Hülfe verheissen hat. Der König von Frankreich konnte, um es nicht mit den andern Potentaten zu verderben, den Christinern kein ganzes, sondern nur ein halbes Ohr leihen; er erlaubte daher nur der Fremdenlegion, die bei Algier war, ein Wagniß nach Spanien zu machen; denn es war ja im Grund einerlei, ob sie von der afrikanischen Sonne oder vom Karlistenschwert aufgetrieben wurde. Da aber der russische Kaiser zu dieser Abfindung, weil der Befehlshaber ein Pole und viele Polen dabei waren, fauer sah, so wollte es mit der Fremdenlegion nicht recht vorwärts. Doch bald wurden die Karlisten inne, daß ihr Zumalafaregun Staub und Asche war, und bei den Christinos stand ein großer Held auf, Namens Cordova, der gab den Karlisten Schlag auf Schlag, und die Zeitungen waren voll Siegesberichte; aber plötzlich hatten sie mit andern spanischen Dingen zu thun, und Don Karlos lachte wieder auf den Strockzähnen. Bisher hatte die ganze Welt geglaubt, der Mönch sei überall in Spanien der Hahn im Korbe, aber so war es wohl ziemlich auf dem Lande, hingegen in den großen Städten machte sich der langjährlige Mönchsbaß auf einmal fürchterlich Luft, gleich darauf als die Regierung mit ihrem Federstrich 900 Klöster, oder solche die unter 12 Mann zählten, weggestrichen hatte. Auf einmal kam es zur allgemeinen Mönchsmezelei, wozu Barzelona nach einem

verunglückten Sttergefechte während den Anfang machte. Die Mönche wurden wie die Lämmer geschlachtet, ihre Klöster niedergebrannt, und selbst die Heiligthümer nicht verschont. Es war, als wenn die Spanier in Abschlagung der Mönche ihre Mordlust und ihren wilden Aufruhrgeist recht erwecken wollten, denn überall kam es zu allgemeinen Volksbewegungen; in Saragossa, Balenzia und andern Orten, und endlich auch den 15. August in der Hauptstadt Madrid selbst. Die Madrider wollten die Pariser spielen, machten Barrikaden oder Straßenverrammlungen, ließen die Luft von wildem Freiheitsruf ertönen, verlangten die Absetzung der Minister, stellten sich den Soldaten gegenüber, und ließen sich zum Kampf gegen sie an. Aber sobald die Gardien nur eine ernsthafte Bewegung gegen die Bürgerfoldaten machten, so hatte die Pariser Nachäfferei ein Ende, die neuen Freiheitshelden krochen zum Kreuz und liefen davon. Aber freilich waren die schwarzen Gewitter damit noch nicht vorüber.

In England

hingegen, wo bald die hochköniglichen, bald die volkstümlichen Minister oben an waren, und die volkstümlichen zuletzt Meister blieben, that man schon etwas mehr für die Königin Christine; man erlaubte freiwillige Werbungen, und da es in England viele rübrige und kriegslustige Leute gibt, die gern auf Abenteuer um das Gold ausziehen, so konnte es nicht fehlen. Große Schaaren zogen der Königin Christine zu Hülfe. Auch viele unzufriedene Irländer gehörten zu den fröhlichen Kriegsgesellen, denn dem Irländer war es immer noch nicht wohl in seinem Vaterlande; wegen dem leidigen Zebrenen floß immer noch Blut, und die Ablösung desselben macht dem Parlament viel zu thun.

In Portugal

hatte Don Pedro mit tapferer Faust seine liebe Tochter endlich auf den Thron gesetzt, aber sich selbst darüber aufgeopfert; denn, wenn Don Pedro schon eine wahre Simfonie hätte, so war er doch solcher Kriegesstrapazen nicht gewohnt; er unterlag ihnen den 24. September. Jetzt war die junge Donna Marie Alleinherrscherin; denn ihr



Vater hatte sich von den einberufenen Cortes, die übrigens nicht nach seiner Waise tanzen wollten, zum Regenten erklären lassen. Aber die Cortes sagten nach des Regenten Tod: „Es ist nicht gut, daß die junge Königin allein auf dem Thron sei; sie soll einen Gemahl haben.“ Da sprach die Königin: „Ich will wählen nach dem Willen meines Vaters und nach meinem eigenen Herzen; ich will wählen den bairischen Prinzen August, den Herzog von Leuchtenberg, den Sohn des großen Heiden Engen.“ Freudig folgte August dem Winke der jungen Königin. Fest auf Fest wurde ihm bereitet, wo er durchzog. Jeder dachte: Das ist wohl jetzt der glücklichste Mensch auf dem Erdboden: ein Thron, ein Herz voll Liebe, ein freundliches Volk erwartet den schönen, kräftigen Jüngling. Er kam; aber Niemand, als die Hochzeitfackel loderte, als der Tanz wirbelte, als die Lust von Kanonendonner, von Volksjubel und Glockengeläute ertönte, als die wunderschöne Königin, mit der Diamantkrone auf dem Haupte und mit dem Smaragdenschmuck in den Locken, am Altare neben dem überglücklichen Bräutigam stand, Niemand sah da im Hintergrunde den grenzenden Tod, das Leichentuch und den Sarg, auf welchen der Prinz wenige Wochen nach der Hochzeit sank. Noch waren die Augen der 16jährigen Witwe rothgeweint, als man sie schon wieder mit neuen Hochzeitsanträgen besürmte. Uebrigens muß man sich die junge Königin durchaus nicht als ein verschüchtertes Läubchen denken; sie bat von Don Pedro's lebhaftem Blute und einen strengen Willen, und wird sich wegen einem zweiten Gemahl nicht lange bedenken.

In Belgien,

in dem so vielbewegten Belgien, wurde es allmählig mäuschenstille; dagegen in

Holland,

in dem, sonst nur für den Handel lebendigen, aber übrigens stillen, Holland, wurde es den 4. Juli in Amsterdam recht laut. Die Hauseigenen trüben gar zu arg ihre armen Hausleute, und nahmen einen solchen Hauswucher, daß einer, dessen Haus um 500 fl. verkauft wurde, 100 fl. Hauszins davon schöpfte. Wenn aber die armen

Hausleute ihre Hausmiethe nicht bezahlen konnten, so wurden sie unbarmherzig gepfändet und gezapft. Da verging ihnen endlich die Geduld; sie wollten mit Gewalt ihre Blutegetel von sich abschütteln, und es kam zu einem großen Kravall, zu Brand und Plünderung. Man trieb die Rubeförderer aber wieder zu Paaren, und schritt zur Untersuchung über die Blutegetel und die Gewaltbaren, die ungebührlich verübt worden waren.

Die nordischen Staaten sind stille Hausfrauen, von denen man auch das verfloffene Jahr wenig hörte, aber desto mehr sehen konnte, wenn man in den Haushalt tief hineinblickte. In dem friedlichen und gelind regierten

Dänemark

kann man seit 60 Jahren schreiben, was man will. Man schreibt aber da nicht, was man will, sondern man thut großen Bescheid, wenn man schreibt. Dennoch kam ein gewisser Professor David wegen einer freien Schrift arg in die Klemme; doch wurde er freigesprochen und wieder freigelassen. Ganz Dänemark hatte an seinem Schicksal und an dieser Sache Antheil genommen.

In Schweden

regten sich einige unruhige Köpfe. Einer beleidigte den König schwer, und wollte, als ihn dieser begnadigte, mit Gewalt gehängt sein; aber der weise König that ihm den Gefallen nicht, sondern ließ den Narren springen. Ein anderer brachte vor: „Wir wollen auf dem Reichstag keinen besondern Adelsstand, Geistlichkeit, Bürger und Reichsbauern mehr, sondern wir wollen, wie die Franzosen und Deutschen, Volksvertreter. Der König urtheilte nicht selbst darüber, sondern überließ das Urtheil dem reichsständischen Ausschuss. Am allerstillsten ging es in dem, Schweden verbundenen,

Norwegen

zu. Das ist unter den dreien wohl die beste Hausfrau, denn sie wirthschafte so gut, daß die Steuern zur Hälfte erlassen wurden. Auch die

Türkei

befand sich, vielen Aufruhr und die ewige

West zu Konstantinopel abgerechnet, im vollen Frieden, und freute sich der reichlichen Opium- und Seidenernte, wovon ein guter Theil in den leeren Beutel des Sultans floh. Der Sultan konnte zwar den Sultan nicht ganz lassen; so wollte er unter anderm mit Gewalt das Tabakrauchen einschränken, was doch den Türken über Alles geht. Sonst aber benahm er sich, mit seinem Käpplein auf dem Kopf statt dem Turban, noch manierlicher und liebreicher als vorher, so, daß die Unterthanen, die von ihm abgerissen wurden, ihn wieder zurückwünschten. Als der wilde ägyptische Mehemed den Syrern das vorige Jahr ihre Waffen und Jünglinge nehmen wollte, so sagten die Syrer oft: „Hätten wir nur unsern Sultan Mahmud noch.“ Mehemed, der zwar mit dem Schwert den Syrern das Maul stopfte, hielt doch nicht für gut, die Tyrannei zu weit zu treiben, und ließ die Syrer wenigstens halb ungeschoren. Dem Sultan liefen selbst viele tausend Griechen aus dem neugebathenen Königreich Griechenland zu. Diesen betrete der Sultan so gut, denn der Grieche darf nichts als sein Karadsch oder Kopfgeld bezahlen, daß andere noch nachfolgten. Dabei blieb die Türkei und

R u s s l a n d

nach wie vor die besten Freunde. Rußland athmete endlich wieder ganz leicht, denn von den bösen Weiselsköpfen hatte es nichts mehr zu fürchten. Die am meisten schnaubenden unter den Polen sind ja, wie die

Israelliten, in alle Welt zerstreut, und die zurückgebliebenen ergaben sich um so leichter in ihr Schicksal, da sie sich allmählich wieder von den Verderbnissen des Revolutionssturmes erholten.

I n G r i e c h e n l a n d

hatte Graf Armanberg nicht ohne viel Aufsehung, selbst von den eigenen bayerischen Landsteuern, den Szepter geführt; aber den 2. Juli legte er ihn in die zarte Hand des jungen Königs Otto, da dieser das 18. Jahr erreicht hatte. Nauplia weinte, denn Otto verließ es mit Sack und Pack, und Athen, wohin er nun zog, breite lachend seine Arme nach ihm aus. Alles strömte nach dem neuen Königssitz, der übrigens nicht viel mehr als ein Schutthaufen war, so, daß die angekommenen Fremdlinge kaum wußten, wo sie ihr Haupt niederlegen sollten. Aber Haus auf Haus wird nun gebaut und Straße neben Straße gezogen.

I n I t a l i e n

ist Alles bei dem Alten geblieben. Die Neapolitaner ergöhen sich noch immer an ihrem lebendigen, thätigen, jungen König; die Römer an ihrem rüstigen, ob schon hochbetagten Papste, zu dessen Füßen der entthronte Don Miguel sitzt; die Toskaner an ihrem milden Großherzog und die Lombarden an ihren bessern Einrichtungen, und im Schatten der fremden Bajonette machen die Italiener ihr Mittagsschlärchen.

F - t.

Anekdoten und Erzählungen.

Die papierne Gans.

(Mit einer Abbildung.)

In einem Gebirgsstädtchen im Elß lebte vor nicht langer Zeit ein Maire, welcher die Gaben des Bacchus und der Ceres sehr hoch schätzte, diese mit den Freuden der Tafel zu verbinden verstand, und dem Dienste dieses Gözen alles, ja sich selbst als Opfer brachte. Dieser Maire und sein Inseparable, der treue Adjunkt Martin, hatten einst eine kleine Avanture mit

einem lieben Gänschen, welche des Grafes wegen der hinkende Bote seinen Freunden mittheilt.

Die Frau Nachbarin des Herrn Maires, welche demselben gegenüber wohnt, hatte eine fette Gans vor dem Fenster des dritten Stockwerkes an den Füßen aufgeknuipft, damit sie recht durchfriere und zart werde. Während das gute Thierchen sein Fleisch der Einwirkung der Kälte Preis gab, bemerkte man mit jedem Morgen um die zehnte oder elfte Stunde, wenn sich der Herr Maire

